

Bitte mehr Realitätssinn im Umgang mit Brüssel!

Die Gefühlsausbrüche des Bundesrats bei den Verhandlungen mit der Europäischen Union sind unnötig.



Paul Widmer

Ein Küsschen hier, ein Küsschen dort. Ganz Bundesbern war glücklich, und die Bundespräsidentin strahlte. Der Besuch von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker war flott über die Bühne gegangen. Die Schweiz versprach der EU eine hübsche Kohäsionsmilliarde, und der Gast sagte etwas Nettes über das institutionelle Rahmenabkommen, das die Schweiz in diesem Frühjahr auf Wunsch der EU unterzeichnen sollte. Im Grunde habe man es, meinte Juncker, mit einem Freundschaftsvertrag zu tun. Das war am 23. November 2017.

Einen Monat später der Schock: Die EU anerkennt die Schweizer Börsenregulierung nur für ein Jahr als gleichwertig. Mit dem diskriminierenden Entscheid wollte Brüssel den Bundesrat abstrafen, weil er mit dem Abschluss eines Rahmenabkommens zu wenig vorwärts machte. Das wollte der Bundesrat nicht auf sich sitzen lassen. Er reagierte ungewohnt scharf. In seiner offiziellen Erklärung äusserte er gar Zweifel an

der Rechtmässigkeit des Entscheids. Auch taxierte er die Verknüpfung der institutionellen Fragen mit der Börsenregulierung als sachfremd und inakzeptabel.

Schauen wir die Ereignisse nüchtern an. Darf man in der Aussenpolitik Sachfremdes miteinander verbinden? Ja, man darf. In der Politik kommt das ständig vor. Im Kalten Krieg wollte die Sowjetunion über Abrüstung verhandeln, der Westen wollte über Menschenrechte reden. Schliesslich verknüpfte man beides, und die Verhandlungen kamen in Gang. Übrigens: Kohäsionsmilliarde und Rahmenabkommen, ist diese Verknüpfung nicht auch sachfremd?

Und die Rechtmässigkeit des EU-Entscheids? Auch das ist ein riskanter Vorwurf. Der Bundesrat mag sich getäuscht vorkommen. Treu und Glauben wurden gewiss verletzt. Das schmerzt. Aber die Rechtmässigkeit des Entscheids in Zweifel zu ziehen, geht etwas weit. Wer souverän ist, entscheidet souverän. Das gilt auch für die EU.

Sodann zum Freundschaftsvertrag. In der ganzen Schweiz hat niemand die Stimme erhoben, als Juncker dieses Kaninchen aus dem Hut zauberte. Dabei hätte man allen Grund gehabt. Von Freundschaftsverträgen lässt man besser die Finger. Freundschaft kann man nicht mit Verträgen fixieren. Schon im römischen Reich hatten solche Verträge etwas Zwiespältiges. Ein «Freund des römischen Volkes» erhielt viele Privilegien. Aber der Geehrte wurde auch zu einem



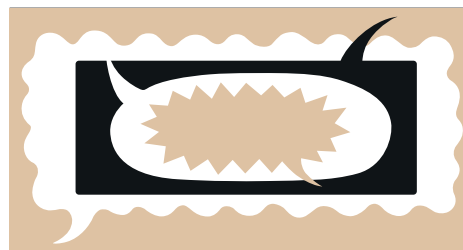
Junckers Worte waren nicht so freundlich, wie viele meinten, und der EU-Börsenentscheid war nicht so ungeheuerlich, wie er vielen erschien.

Klienten degradiert. Ihm wurden Pflichten auferlegt, Rom jedoch als der stärkere Partner verpflichtete sich zu nichts. Zudem gedeiht echte Freundschaft nur unter Gleichen – eine traurige Erfahrung, die auch jene Staaten machten, die mit der Sowjetunion Freundschafts- und Beistandsverträge abschliessen mussten.

Was also tun? Bleiben wir nüchtern. Staaten haben Interessen, nicht Freunde. Vergessen wir das Wechselbad der Gefühle. Junckers Worte waren nicht so freundlich, wie viele meinten, und der EU-Börsenentscheid nicht so ungeheuerlich, wie er vielen erschien. Er war eine Brüstung – aber nicht mehr, kein vertragsverletzender Affront. Mit Recht hat der Bundesrat protestiert, mit Recht aber auch davon abgesehen, umgehend Gegenmassnahmen anzudrohen. Alles andere ging zu weit.

Machen wir uns daran, die Hausaufgaben zu lösen. Das heisst erstens, die Steine des Anstosses für die Börsenanerkennung im Steuerrecht so rasch als möglich zu beseitigen, und zweitens, eine geeinte Position innerhalb des Bundesrats zum Rahmenabkommen zu schaffen, um die eigenen Interessen kraftvoll nach aussen vertreten zu können. Dieses Mal sind wir es, die zeigen müssen, dass wir souverän auftreten können.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



Showdown

Claudia Mäder

Das hier heute diese Kolumne steht, ist ein kleines Wunder. Vor Wochenfrist nämlich hing mein Leben an einem silbernen Faden: Beinahe hätte ich mir beim Bleigießen die Zukunft versaut. Am Silvesterabend wies noch nichts darauf hin – im Gegenteil. Der ganzen Welt schien ein fulminantes neues Jahr beschieden. Anders war das viele Rund kaum zu deuten, das wir aus dem Wassertopf fischten.

Noch ehe Kim Jong Un seine Klumpenhand von Pjöngjang nach Pyeongchang ausstreckte, zeichnete sich an unserem Zürcher Stubentisch in einem filigranen olympischen Ring die Versöhnung der Völker ab. Die nordkoreanischen Eiskunstläufer Ryom Tae Ok und Kim Ju Sik würden das südkoreanische Publikum mit endlosen Pirouetten umgarnen und seine Herzen mit achtfachen Rittbergern erobern, das zeigte unsere kreisförmige Bleifigur deutlich. Wie die gesperrten Russen in die runde Prognose zu integrieren wären, blieb unklar, aber zweifellos liess sich dank weiteren kugelartigen Formen voraussagen, dass sich im Verlauf des Jahres alle Welt zusammenraufen und um einen Ball versammeln wird. Auch war eindeutig abzusehen, dass dabei der Rubel rollt – zumindest für die Fifa.

Alles fein also? Von wegen. Die schönen Prognosen ohne Ecken und Kanten haben einen Haken: Sie sind lebensgefährlich und gehören verboten! Produkte mit mehr als 0,3 Prozent Blei schädigen Nerven, Nieren und Leber, weiss die European Chemicals Agency, und weil die Gussfigürchen mit einem Bleigehalt von 71 Prozent komplett über die Stränge schlagen, wird die neue Chemikalienverordnung der EU die Todesboten heuer vom Markt verbannen. Um die Vernichtung der Leber fortzusetzen, greife man in 358 Tagen dann halt zu einer zutrinklichen Flasche Champagner: Cheers!

Medienkritik

Journalisten im Sturm



Michael Furger

Ja, es hat gestürmt diese Woche. Wer kleine Kinder hat, wäre gut beraten gewesen, sie draussen an die Hand zu nehmen. Sie wären sonst vielleicht weggeweht worden. Das zumindest erklärte der Wettermoderator des Schweizer Fernsehens einer Reporterin auf dem Dach des TV-Studios, während ihm der Sturm «Burglind» die Haare flattern liess. Er selbst hätte sich, wäre der Wind noch stärker geworden, mit einem Klettergurt irgendwo festgezurrt.

Zieht ein Sturm auf, schlägt die Stunde der Wetterreporter. Sie stellen sich in den Wind, lassen sich Regen ins Gesicht peitschen und brüllen ins Mikrofon. «Wer jetzt nicht in Sicherheit ist, für den ist es eigentlich schon zu spät», verkündete etwa der ARD-Reporter aus Florida letzten Oktober, als der Hurrikan über ihn hinwegzog. Von den Zuschauern hagelte es dafür Kritik.

Reporter im Sturm sind eine amerikanische TV-Tradition. In der Hurrikansaison steigt der letzte Sesselfurzer in Gummistiefel und Funktionsjacke, um von draussen zu berichten, was alle Wetterkarten längst zeigen. Nicht dass wir uns falsch verstehen: Es gibt viele Gründe für Journalisten, nach



Sie stellen sich in den Wind, lassen sich Regen ins Gesicht peitschen und brüllen ins Mikrofon.

draussen zu gehen. Eigentlich gibt es fast keinen Grund dagegen – ausser wenn draussen Naturgewalten toben. Kriegsreporter müssen sich in Gefahr bringen. Anders kommen Sie selten an zuverlässigen Informationen. Beim Wetterreporter indes geht es nur um die Show; um spektakuläre Bilder und tollkühne Reporter in einer völlig unprofessionellen Katastropheneuphorie. Der deutsche SWR schaltete diese Woche beim Sturm «Burglind» auf einen Berg, wo ein Journalist ausser sich vor Begeisterung durchs Bild torkelte. «Der Feldberg beb! Es ist unglaublich, was hier oben abgeht!» Als hingegen 2011 der Sturm «Irene» in New York nicht so heftig war wie erwartet, twitterte Spiegel Online: «Irene in Manhattan: Bisher enttäuschend.» Ja, schade. Die Reporter hatten sich doch so sehr auf die Katastrophe gefreut.

Das Medienmagazin des Norddeutschen Rundfunks zeigte jüngst eine idiotische Moderation ihres hauseigenen Wetterfroschs. Er schwärmte von einem Sturm in Hurrikanstärke auf dem Berg Brocken. «Wer das mal erleben will: Nichts wie rauf.»

Medien haben in Ausnahmesituationen die Aufgabe, die Bevölkerung zu informieren, nicht in Gefahr zu bringen, und auch nicht, sie für ein Unheil zu begeistern. Ein Internet-Video zeigt, wie eine Reporterin von einem fortgeblasenen Verkehrsschild niedergestreckt wird. Sie will gerade erklären, dass man sich auf keinen Fall im Freien aufhalten soll. Dann kommt das Schild. Die Aufschrift lautet «Stopp». Das Video ist gefälscht. Die Botschaft ist wahr.

Grenzerfahrung

Der Pausenmonat



Barbara Hofmann

Um vier Uhr nachmittags beginnt es zu schneien. Langsam, dicht, unaufhörlich. Dann, nach Mitternacht, ist die Magadineebene in Schnee gehüllt. Die Landschaft ist in ein intensives rosa-orangefarbenes Licht getaucht – man könnte lesen, so hell ist es. Die Milliarden in der Luft schwebenden Schneekristalle nehmen alle nächtliche Beleuchtung der Strassen, Dörfer und der Burgen Bellinzonas auf und geben sie verstärkt wieder als vielfarbiges Spektrum. Es ist so still, dass man glaubt, das Fallen der Schneeflocken zu hören. Kein Zug- oder Autolärm – der Schnee schluckt alle Geräusche. Nur die vernünftigen herumtollenden Hunde sind bemerkbar – aber auch ihr Gebell wird von der weissen Masse gedämpft. Und so wird es bleiben bis zum Morgengrauen.

Wie in wohl jeder Tourismusregion ist man als im Tessin lebender Mensch direkt oder indirekt stets Gastgeber. Elf Monate im Jahr, in denen man von Veranstaltungen überflutet wird, in denen man versucht, die Contenance nicht zu verlieren, wenn überall Selfies geschossen werden und die sich selbst Fotografierenden einem den Weg versperren – man selbst es aber berufsbedingt

eilig hat. Elf Monate im Jahr, in denen man freundlich Auskunft gibt auf Fragen der Touristen, elf Monate im Jahr, in welchen man den ganzen Rummel der Vergnügungssüchtigen erträgt, da es schliesslich dem Kanton nützt, und elf Monate im Jahr, in welchen man auch selbst liebe Menschen beherbergt. Und so sehr einen der «Fremdenverkehr», wie er einmal hiess, selbst bereichert, so sehr erschöpft er auch.

Doch dann kommt der Januar. Er bringt Ruhe. Es scheint, als würde die Region einmal im Jahr tief durchatmen. An den meisten Restaurants oder Hotels steht «Chiuso» – «Geschlossen». Wer kann, nützt den Januar, um in die Ferien zu fahren. Weit weg, nach Südostasien, Indien, Neuseeland, oder auf eine Kreuzfahrt durch die Antarktis.

Meist kommt der Tessiner Winter im Januar. Schnell, überraschend und intensiv überfordert er die Räumungsdienste. Schneit es stark, kollabiert der Verkehr und mit ihm das ganze öffentliche Leben. Strassen und Plätze sind dann verkehrsfrei und lassen sich für Schneeballschlachten und Schlittenfahrten nutzen. Die Menschen werden kindlicher, rücken zusammen und schliessen leichter Kontakt. Dann gehen sie auf die Schlittelpiste von Nara, fahren Ski in Bosco Gurin oder ziehen sich in ihre Berghütte zurück, sofern sie eine haben. Der dem doppelgesichtigen Janus gewidmete Januar ist der Pausenmonat, in dem die Einheimischen das alte Jahr abschliessen und Kraft sammeln für das Neue.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.